

Auf die Schmerzmedikamente, die man mir aber gab, reagierte ich jedoch mit auffallenden Symptomen, so dass ich gefragt wurde, ob ich irgendwann über eine längere Zeit mit einem Medikament behandelt worden sei.

Ich habe geschwiegen, wie ich immer geschwiegen habe.

Ich hatte immer Angst.

1969, mit dreizehn Jahren, habe ich heimlich versucht, das Medikament abzusetzen. Die Pfarrersleute haben es gemerkt und sofort der Klinik gemeldet. Ich wehrte mich, weil ich spürte, dass es mir ohne diese Tabletten weit aus besser ging. Dieses eigenartige Zittern war weg, diese Krämpfe, aber auch die Konzentrationsprobleme.

Schliesslich fand der zuständige Psychiater, man könne es ja mal ausprobieren und ich wurde auf das Antiepileptika Tegretol eingestellt.

Geduldet und weiterverschoben

Wenngleich ich psychisch wie körperlich reduziert war, eines ist trotz allem immer geblieben: Ich musste viel arbeiten, im Haushalt und im Garten. Hatten die anderen Kinder Ferien, wurde ich an einen Bauern im Berner Oberland vermietet.

Wie unerwünscht ich aber in der Pfarrersfamilie war, spürte ich beispielsweise, wenn Besuch kam – dann wurde ich kurzerhand weggesperrt.

Eines Tages holte mich die Sekretärin des Pfarrers und brachte mich zur Frau Pfarrer ins Nähzimmer. Sie sass an der Maschine, nähte und bemerkte fast nebenbei: «Du hast ja gerne Tiere. Nun kommst du auf einen Bauernhof.» Am nächsten Tag kam ich weg. Einfach so, nach sechs Jahren.

Neue Welt, gleiche Behandlung

Der Hof stand an der Lägeren im Zürcher Unterland. Alles war neu, alles war fremd. Ich wurde einfach versetzt und ich habe mitgemacht. Wie man als Kind alles mitmacht. Ich fragte mich zwar, was ich hier soll, blieb aber weiterhin ruhig. Nach der Schule musste ich hart arbeiten, auf dem Feld, und auch im Stall. Auch an den Wochenenden wurde ich eingesetzt. Frei hatte ich selten.

Einmal, ich weiss noch, es war ein heisser Sommertag und ich stand auf dem Acker und las Steine auf, da kam die Bäuerin zur Kontrolle aufs Feld hinaus. Ich wagte es, sie zu fragen, ob ich auch, wie alle anderen Kinder meiner Klasse, in die Badi gehen dürfe. «Weisst du eigentlich, was du uns kostest?», war die Antwort, und ich schwieg.

Später hab ich erfahren, dass die Bauern jeden Monat vom Amt Geld für mich erhielten.

Nie wirklich unbeschwert

Es gab dann viel später über die Schule doch noch eine Möglichkeit, ins Freibad zu gehen. Ich war so aufgeregt und wollte so rasch wie möglich da sein. Ich setzte mich aufs Velo, hängte die Badetasche an die Lenkstange und raste los. Ich fuhr in rasantem Tempo eine abschüssige, steinige Strasse hinunter, dachte noch, hoffentlich nimmt es bei dieser Geschwindigkeit die Tasche nicht ins Rad – da überschlug es mich auch schon und ich landete mit voller Wucht auf dem Boden.

Gesicht, Arme und Beine, alles war aufgeschürft und blutete stark. Ich humpelte zur Bäuerin zurück und liess mir Jod geben. «So gehst du nicht mehr hin», fand sie, ich aber wollte um jeden Preis einmal einen Nachmittag in der Badi verbringen und machte mich trotzdem auf den Weg – auch wenn ich aussah wie ein Indianer. Solche Episoden prägten mich. Irgendwie war es mir einfach nie vergönnt, unbeschwert zu sein.

Weitergeschoben

Eines Tages kam ich wieder weg. Ich hatte nun eine Lehre zu machen und wurde nach Herisau zu einem Bäcker gebracht. Keiner fragte, ob ich diese Ausbildung machen wollte. Ich wurde einfach dort abgeladen. Dabei wäre ich so gerne Radio- und Fernsehetelektriker geworden. Nun aber stand ich in der Backstube und noch mehr als Reinigungs- und Servierkraft ausserhalb. Wo eine Hand fehlte, wurde ich eingesetzt, zum Servieren, zum Kaffeemaschine reinigen... und der Meister stand mit verschränkten Armen unter der Tür, sozusagen als Aufpasser. Längst war mir klar geworden: Hier werde ich wieder einmal ausgenutzt. Doch zum ersten Mal in meinem Leben wehrte ich mich und ging.

Auf der Suche nach Mutter

Ich machte mich auf die Suche nach meiner Mutter und fand sie in ärmlichsten Verhältnissen mit ihrem Mann lebend in einer kleinen dunklen Wohnung im Keller. Ihren Mann stellte sie mir als meinen Vater vor. Doch mein Bauch sagte mir etwas ganz anderes. Ich konnte zu ihm keinen Bezug herstellen, er war und blieb mir fremd. Ich spürte, dass mit meinem angeblichen Vater etwas nicht stimmte.

Da hat mich doch tatsächlich jemand gefragt: «Und wie haben Sie ihre Kinder erzogen?» Darauf antwortete ich: «Ich habe meine Kinder nicht erzogen. Mit meinen Kinder hab ich gespielt, gelacht und ihnen Sachen gezeigt und erklärt, was man alles damit machen kann. Mit meinen Kindern habe ich gebastelt, auch habe ich für sie tolle Sachen gebaut. Wenn meine Kinder krank waren, dann hab ich sie gepflegt, so gut es ging. Mit meinen Kindern war ich viel in der Natur und unter Tieren. Egal, wenn sie von Kopf bis Fuss schmutzig waren, mir war es wichtig, dass meine Kinder ihre Kindheit geniessen konnten. Meine Kinder habe ich nicht erzogen, denn ich liebe sie und hoffe, dass ich ihnen eine schöne Kindheit gegeben habe.»

Walti Emmisberger



Ihre Armut aber und das Triste ihres Lebens würgten mir beinahe das Herz ab.

Die folgende Zeit wohnte ich bei meiner Halbschwester. Sie nahm mich auf, gab mir Halt und Geborgenheit, doch die mittlerweile vierfache Mutter lebte ihr Leben. Ich störte nur und begann nun auf eigenen Beinen zu stehen.

Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens

Doch was immer ich tat, wo immer ich war, ich hatte Mühe, aus mir herauszukommen. Kontakte zu knüpfen und zu vertrauen. Immer hatte ich das Gefühl, irgendwann, irgendwo kommt sicher einer, der mir «eines über den Kopf» zieht.

Lange hatte ich Schwierigkeiten, den Sinn des Lebens zu finden, mich zu orientieren. Ich war total verloren. Niemand hat je mit mir über das Leben gesprochen, ausser dem Arbeiten Werte vermittelt.

Ich stand da, verloren, und litt unter der Angst, verfolgt zu werden. Zu oft wurde ich